

(Nachdruck verboten.)

82]

Unter Wolken.

Roman von Kurtiram.

Als aber Frau Doktor Schreiber mit dem Bauunternehmer und Fienchen in das Zimmer trat, waren alle Masken wieder vor den Gesichtern.

„Nein, diese freundliche Ueberraschung!“ rief Frau Weber, wobei Frau Roth errödete, da sie unwillkürlich bei dem Ausdruck an den Klapperstorch denken mußte. „Nein, zu nett!“ flötete sie schnell.

„Wie reizend, daß wir nun ein Bräutchen unter uns haben,“ sagte Frau Blau, weil sie hoffte, die andern würden sich doch ärgern. „Wie entzückend wird nun Fienchen in unsem Lesekränzchen die Bertha im „Tell“ lesen können, nicht wahr, Bräutchen?“

„Ach ja,“ küsterte Fienchen schwärmerisch und hob die fast wimperlosen, wasserblauen, kleinen Neuglein gen Himmel.

Endlich sah wieder alles, und nun ging es an ein eifriges Erzählen, wie das gesonnen, wobei Bettchen Hauptperson war, während Fienchen, als wäre sie schon seit Jahren verlobt, sich zärtlich an den Rock ihres Bräutigams lehnte, der sehr nach Cigarren stank, was die Liebe aber nicht merkt.

„Was is denn da drin los?“ fragte Otto erstaunt und schellte nach dem Förster. Er kam denn auch sehr schnell, wußte natürlich schon Bescheid und gab die Neugierde schmunzelnd zum besten.

„Großartig!“ lachte Otto. „Schäfer, Du bist ein Glückspilz! Wir gehn hinein und gratulieren. Du brauchst Dir die Gesellschaft nur anzusehn und hast die schönste Scene für eine Poffe.“

„Aber Otto!“ sagte Magda.

Er war schon aufgestanden und zwang so die beiden auch mitzugehn.

„Gestatten die Herrschaften“, sprach Otto, ins Nebenzimmer dienend, „wir hörten soeben von der Verlobung und wollten nicht verfehlen, auch unsrerseits Glück zu wünschen.“

„Zu liebenswürdig“, erwiderte Frau Doktor Schreiber strahlend.

Der Bauunternehmer strahlte nicht minder, denn nun war er drin, mitten drin in der vornehmen Welt.

„Gestatten Sie, daß ich die Herrschaften bekannt mache.“

Die Damen außer Frau Blau und Frau Roth standen sofort auf, was zwar nicht großstädtische Feinheit war, wohl aber kleinstädtische.

Schäfer wurde vorgestellt.

„Aber bitte, wollen Sie nicht ein wenig bei uns Platz nehmen?“ fragte Frau Weber vorlaut, denn der Rangordnung nach hätte Frau Blau diese Frage stellen müssen. Doch Frau Weber wollte unter allen Umständen den interessanten, bleichen, mageren Berliner kennen lernen. Der Mann hat „gelebt“, sagte sich Frau Weber. Ansonst ist er nicht so blaß und mager.

„Gewiß, gern, mit Vergnügen sogar, nehmen wir einen Augenblick Platz,“ sagte Otto. „Haha, der Spaß konnte gut werden.“

Nun kamen auch einige der Ehemänner. Nochmals gab es ein großes Vorstellen, Erstaunen und Glückwünschen.

Amtsrichter Blau absolvierte es mit großer Feierlichkeit und fragte dann gleich, ob die Brautleute auch schon überlegt hätten, wie sie es mit dem Ehekontrakt halten wollten. Er könne nur raten, daß sie keine Gütergemeinschaft eingingen, da es nur zu oft nachher zu Unzuträglichkeiten führe. . . . Wollten sie seinem Rat folgen, dann mußten sie das vor der Eheschließung festlegen, da sonst im diesseitigen Bezirk ohne weiteres Gütergemeinschaft angenommen würde.

Realschuldirektor Walter aber sprang kreuz und quer vor Entzücken. Eine Verlobung war so recht etwas für sein Gemüth, das für das Wahre, Gute, Schöne schwärmte. Er deklamirte folglich aus Chamisso's Frauen-Liebe und Leben. Die Damen saßen wie auf Kohlen, weil sie wußten, daß darin ein doch recht anzügliches Gedicht stand, und der Herr Rektor, wenn er erst einmal begeistert war, an derlei leicht nicht dachte, sondern ungeniert darauf los deklamirte.

Aber sein guter Genius behütete ihn vor diesem anzüglischen, unanständigen Gedicht; und als er immer noch nicht aufhören wollte, ergriff ihn die Gattin an der Leinenhose und zog ihn neben sich. „Setz halt endlich Auf“, Walter, andre Leute wollen auch reden.“

Nun starrte der Herr Rektor eine ganze Weile stumm auf die Braut, die ja zu allem auch noch seine Schülerin war. Endlich hielt er es aber doch nicht länger aus, hob den Zeigefinger und rief: „Fienchen, Braut! Trink! Küssen macht durstig!“

Das Fienchen errödete nicht wenig, nippte aber gehorsam an ihrem Glas. Der Herr Rektor hatte es ja befohlen.

Die Damen lachelten beifällig.

Endlich hörte der Herr Rektor, daß der fremde Herr Doktor Schäfer heiße und aus Berlin sei. Sofort stiel er über ihn her und fragte Taufenderlei. Dann meinte er: „Berlin, das muß schrecklich sein! So groß! Da müßt ich nicht hin. All die Menschen und Straßen! Da muß man sich ja fürchten!“ Er zog die Schultern hoch und schüttelte das Löwenhaupt.

Da sich das allgemeine Interesse nunmehr dem Berliner zuwandte, konnte das neue Brautpaar sich endlich ein wenig mit sich selbst beschäftigen. Aber der Bauunternehmer war so stolz und doch auch zugleich ein bißchen bedrückt, daß er nur mit einem Mal, als wäre das selbstverständlich, ohne alle Schwierigkeiten, mitten in der vornehmen Welt sah, ja selbst wahr und wahrhaftig dazu gehörte, daß er schwieg. Auch Fienchen wußte nichts zu reden. Aber der Liebe blind schlug ihr in die Arme, die nicht eher ruhten, bis sie die Hände des Verlobten gefangen hatten. Nun hielt sie seine Linke in ihrer Rechten, während sie ihre Rechte unter seine Rechte schob. Lagen die beiden rechten Hände auf einander, so gab sie der seinen mit der ihren einen Stoß, daß sie in die Höhe flog, um dann wieder auf die ihre zu patschen. . . . Ganz mechanisch, aber ohne aufhören ging das Spiel. Er hatte Maurerhäufte und sie kleine, dicke Pfötchen, das einzig dicke an ihr.

Schäfer fühlte sich in dieser Gesellschaft zunächst etwas unsicher. Vor allem deshalb, weil ihn die Art Ottos überaus peinlich berührte. Es waren doch gebildete Menschen! Wie konnten sie sich das alles gefallen lassen! Offenkundiges Verhöhnern und Verspotten ihres ganzen Wesens! Aber die Leute schienen gar nichts zu merken. Entweder waren sie es zu sehr gewöhnt, oder die Kleinstadt hatte sie völlig abgestumpft.

Frau Weber und Frau Roth redeten von den Damen zuerst auf Schäfer ein und wollten Unzähliges von ihm wissen.

Im ersten Augenblick schmeichelte ihm das ein wenig. Als das Gefrage aber kein Ende nahm und immer gleich oberflächlich blieb, langweilte er sich. Was fehlte nur dieser Frau Roth? Hatte sie ein Augenleiden, daß sie die Augen immer so verdrehte? War sie so nervös oder was sonst? Und die andere? Geradeso gekleidet wie eine leichte Dame von der Friedrichstraße. Wie geschmacklos!

Er wandte sich wieder ganz Magda zu.

Ihr war es am unangenehmsten gewesen, an diesen Tisch zu müssen, und doch konnte sie sich keine Rechenschaft geben, weshalb denn eigentlich.

Diese unangenehme Empfindung verstärkte sich, als Frau Weber und Frau Roth sich so um Doktor Schäfer bemühten.

Während sie sich mit der Frau Oberförster unterhielt, mußte sie doch zugleich mit größter Aufmerksamkeit dem Gespräch der drei folgen.

Sie fand, Frau Weber und Frau Roth benahmten sich sehr kokett, ja unweidlich. Magda kam in eine ganz gereizte, ihr bisher fremde Stimmung, als sie merkte, daß Schäfer sich wirklich mit den beiden einließ.

Sie atmete erleichtert auf, als es ein Ende nahm und Schäfer sich wieder ihr zuwandte.

Bin ich denn eifersüchtig? schob es ihr plötzlich durch den Kopf.

Sie entsetzte sich.

Thorheit, wie konnte sie denn eifersüchtig sein auf diese Damen diesem Doktor Schäfer gegenüber, der ihr guter Freund war, ja wie ein Bruder? Da ist man doch nicht eifersüchtig.

Sie beruhigte sich ein wenig. Aber diese Frage, die ihr so plötzlich gekommen, wollte doch nicht wieder gerade so plötzlich verschwinden.

Unsin, sagte sie sich im stillen zwar immer wieder, ich bin ja eine verheiratete Frau.

Als wenn das ein Hindernis wäre, sagte eine Stimme in ihr, daß sie fast erschraf.

Als man aufbrach, war Magda nicht mehr so unbefangen wie sie hierher gekommen . . .

Sie rückte so weit wie möglich von Schäfer ab, als er zu ihr in den Wagen stieg. Den Pelz, der vorhin über den Knien beider gelegen, schob sie ihm sofort allein zu, ohne sich aber über das Motiv klar zu sein.

Schäfer merkte davon nichts. Durch sein Gesicht huschten Kobolde mit spöttischen Zügen. Diese Forsthausgesellschaft gäbe wirklich keine üble Scene für eine Posse ab.

Was ihn wohl beschäftigt, dachte Magda, ohne sich zu regen. Frau Roth, sagte etwas in ihr. Wie thöricht, erwiderte eine andre Stimme. Eifersüchtig, kicherte eine dritte.

Sie sah Schäfer forschend von der Seite an. Das war ein anderer Mensch, der jetzt neben ihr saß; nicht mehr derselbe, der vorhin mit ihr durch den toten Wald gegangen.

Sonderbar! War er wirklich anders? Oder hatte sie nur andre Augen?

VII.

Magda gab sich Mühe zu vergessen, was mit ihr im Forsthaus und auf der Rückfahrt vor sich gegangen. Aber so ganz wollte es nicht gelingen.

Es war von diesem Augenblick an nun doch kein rein geschwisterliches Verhältnis mehr; wenigstens von ihrer Seite nicht.

Doktor Schäfer freilich zeigte sich nicht verändert, so genau ihn Magda auch daraufhin beobachtete. Nur doch er zur Abwechslung seit gestern nicht mehr an den sozialen Roman dachte, sondern an eine Posse: Die Kleinstädter.

Daß er so unbefangen blieb, half Magda, daß sie nicht noch mehr befangen wurde. Aber sie gefiel ihr gar nicht so recht, diese Unbefangenheit. Etwas weniger davon bei Schäfer wäre ihr im Augenblick lieber gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Etliche hervorragende Kriegslügen.

Die letzten Jahre haben wieder einmal den Beweis geliefert, daß das edle Handwerk des Lügens nie so wohl gedeiht, als in Zeiten kriegerischer Verwicklungen. Die Engländer in Südafrika, die Amerikaner auf den Philippinen, die „Verbündeten“ wie ihre gelben Widersacher im asiatischen Osten haben in offiziellen Bulletins, in offiziellen Mitteilungen und in unabhängigen Zeitungsmeldungen, von zahllosen Vorkamerfindungen zu schweigen, solche Meisterschaft in der Kunst des Lügens bewiesen, daß ihre Leistungen gar nicht so weit zurückstehen hinter den hervorragenden Erzeugnissen vergangener Zeiten auf diesem Gebiete. Das will freilich nicht wenig besagen, wie ein Rückblick auf einige der kräftigsten Kriegslügen, deren die Geschichte gedenkt, zur Genüge darthut wird.

Jedermann weiß, daß die Redensart „Sich rückwärts konzentrieren“ die Bedeutung hat: einen mehr oder minder geordneten Rückzug oder auch eine ganz ungeordnete Flucht antreten. Um diesen Ausdruck wurde der deutsche Sprachschatz bereichert durch ein famoses Bulletin der Oesterreicher im Jahre 1849. Damals wütete in Ungarn der Krieg zwischen den Heeren der österreichischen Reaktion und den magyarischen Revolutionsarmeen. Zu Beginn des Monats April war der Vorteil allenthalben auf Seiten der Ungarn, und der österreichische Oberbefehlshaber Fürst Windischgrätz — der nämliche, der die Wiener Oktoberrevolution erwürgt und Robert Blum standrechtlich gemordet hatte — vereinigte seine Truppen östlich Pest zwischen Gödöllö und Jaszseg, um den Angriff der Ungarn abzuwarten. Dieser fand am 5. April statt und endigte mit einer blutigen Niederlage der Oesterreicher, die so vollständig war, daß ihre Flucht erst unter den Wällen von Pest zum Stehen kam. Anstatt nun dies militärische Fiasko offen und ehrlich einzugestehen, veröffentlichte die oberste Heeresleitung in Wien folgendes erstarrliches Bulletin: „Der Feldmarschall wollte sich selbst von der Stellung und Stärke des Feinds überzeugen und traf deshalb am 4. April in Gödöllö ein. Die vorgenommene Rekognoscierung zeigte die ganze Stärke des Feinds, der nun, einen Angriff vernunend, zuerst seine Hauptkräfte gegen das 3., endlich gegen das 1. Armeecorps entwidelte. Eine Bewegung mit dem 3. Corps in des Feindes rechte Flanke (bei Matvan), ein rühmliches Gefecht, welches Jellachich bei Tapio-Viesze bestand, hatten dem Feldmarschall die Ueberlegenheit des Feinds vorzüglich an leichter

Kavallerie dargehalten, und er hatte den Befehl erteilt, um sich seinen von allen Seiten anrückenden Reserven zu nähern, die Armee so lange in einer konzentrierten Stellung vorwärts Pest zu vereinigen. Bei dieser Bewegung, welcher der Feind mit großer Eile folgte und sich vorzüglich auf das erste bei Jaszseg aufgestellte Corps warf, während er das vor Gödöllö aufgestellte dritte Armeecorps zu beschäftigen vermeinte, kam es am 6. zu einem Gefecht, bei welchem die Brigade Fiedler den Feind zwang, den Rückzug anzutreten, den er später durch einen großen Reiterangriff zu zuden suchte, der aber durch einen Flankenangriff von drei Schwadronen ebenfalls vereitelt wurde, bei welcher Gelegenheit dem Feinde Kanonen abgenommen wurden und er viele Tote auf der Bahlsstatt ließ. Auch der Vanus griff den Feind lebhaft an und nahm dann die für ihn bestimmte Stellung ein. Der Feldmarschall ist entschlossen, in derselben seine Verstärkungen abzuwarten, und da seine Armee vollkommen konzentriert ist, bietet ihm dieses Gelegenheit, nach allen Richtungen mit derjenigen Kraft zu operieren, welche die Ereignisse erheischen können.“ Dies ganze Bulletin ist nichts als ein Lügengebebe von Anfang bis zu Ende. Nach dem Bulletin müßte man annehmen, die „Koncentration“ auf Pest sei von Windischgrätz aus strategischen Gründen schon beschlossen und in der Ausführung gewesen, als die Ungarn angegriffen, die Bewegung aber nicht hätten stören können, sondern im Gegenteil zurückgeschlagen worden seien: während in Wirklichkeit die Sache so lag, daß erst der durchaus erfolgreiche Angriff der Ungarn, der vor allem auf die Brigade Fiedler und den Vanus Jellachich fiel, zu dem fuchtsartigen Rückzug nach Pest zwang. Der offizielle Krieg konnte dann freilich auch bei dem Vertrauensverlusten nicht mehr verlangen, als ein paar Wochen später Pest in die Hände der Ungarn fiel: von da an waren Windischgrätz und seine „Koncentrationen nach rückwärts“ der Lächerlichkeit verfallen.

Auch im siebziger Krieg hat es an Kriegslügen nicht gemangelt. Deutscherseits freilich war zu ganz gräßlichen Entfindungen begreiflicherweise kein Anlaß, obschon man auch hier im Verschweigen und Beschönigen unliebamer Einzelheiten Erledliches leistete. Dem unglücklichen Frankreich dagegen wurden wiederholt ganz unverfälschte Sachen geboten. Den 6. August, also am nämlichen Tage, wo Mac Mahon bei Wörth, Frossard bei Spichern geschlagen wurde, wurde in Paris von der Börse aus die Nachricht verbreitet, die Deutschen seien bei Landau total geschlagen, der Kronprinz verwundet oder gefangen worden. Im Justizpalast wurden die Verhandlungen eingestelt, die Präsidenten verkündeten den Sieg, großer Jubel in ganz Paris, die Stadt bedeckte sich mit Flaggen. Erst allmählich merkte man den Schwindel, auf den man hineingefallen war, und am folgenden Morgen kam der hinkende Bote in Gestalt einer Depesche Napoleons: „Mac Mahon hat die Schlacht verloren, Frossard ist gezwungen, sich auf die Saar zurückzuziehen. Dieser Rückzug wird in guter Ordnung bewerkstelligt. Alles kann wieder gut werden.“ Hier rückte also die Regierung mit der Wahrheit heraus, sobald sie ihr selber bekannt war, und jener fabelhafte „Sieg bei Landau“ war nicht von ihrer Mache. Bald aber zeigte die Regierung des Dezembermanns, daß sie sich auch darauf verstand, das Kriegsglied durch falsche Nachrichten zu verbessern. Am 18. August, dem Tage der Schlacht bei Gravelotte, erklärte Graf Palisao in der Kammer: „Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauten gut. Die Preußen haben einen Waffenstillstand nachgesucht, um ihre Toten zu beerdigen, sie haben auch ihren Vormarsch auf Bar le Duc eingestellt. Endlich ist es auch gewiß, daß ein ganzes Kürassiercorps, daß des Grafen Bismarck, vernichtet ist. Auch bei Schlettstadt hat ein kleines Engagement stattgefunden. Endlich spricht eine preussische, durch Belgien beförderte Depesche nur von einem Kampfe, nicht aber von einem Siege; schon daraus folgt, daß die Preußen einen Schlag erlitten haben.“ Tags darauf ließ Palisao sich dann also vernehmen: „Die Preußen haben Gerüchte verbreitet, denen zufolge sie am 18. den Sieg davongetragen hätten. Ich muß diese Gerüchte Lügen strafen: die Wahrheit ist, daß am 18. drei preussische Corps vereint den Marschall Bazaine angegriffen haben, und daß der Feind in die Steinbrüche von Jammont zurückgeworfen worden ist.“ Wenige Tage später kam natürlich doch die Wahrheit zu Tage, was dann nicht wenig dazu beitrug, dem französischen Volke den Rest von Vertrauen zu der kaiserlichen Regierung zu benehmen. Es ist eben eine alte Erfahrung, daß Kriegslügen im allgemeinen kurze Beine haben und gewöhnlich rasch aufgedeckt werden, es sei denn, daß wirklich eine plötzliche Wendung zum Bessern eintritt.“

*) Dies letztere war der Fall des Marschalls Roberts im Februar dieses Jahres. Dieser General besah die Unversorgenheit, während der Kämpfe mit Cronje am 21. Februar ein Telegramm nach England zu senden, worin es hieß: „Ich hatte mich durch eine sorgfältige gewaltigame Rekognoscierung der feindlichen Stellung überzeugt, daß ich sie nicht ohne sehr schweren Verlust stürmen konnte, den ich eifrigt bemüht war zu vermeiden.“ Thatsächlich war die angebliche „Rekognoscierung“ ein Sturmangriff, der total abgefehlagen worden und nicht weniger als 1200 Tote und Verwundete kostete. Diese ganz ungewöhnliche dummdreiste Lüge des Herrn Roberts blieb damals in der Aufregung über Cronjes wenige Tage später erfolgende Kapitulation beinahe unbemerkt; sie ist aber darum nicht weniger Thatfache und verdient, von der Geschichte festgehalten zu werden.

Der große Oheim des dritten Napoleon verstand sich auf das Lügen in seinen Kriegsbulletins auch gar nicht schlecht; auf die von ihm gehandhabte Proxiz führt sich die französische Medensart zurück: „*mentir comme un bulletin*“, lügen wie ein Bulletin. Zwar, so lange er von Erfolg zu Erfolg eilte, hatte Napoleon I. keine Veranlassung zu sehr schweren Entstellungen der Thatfachen; es blieb bei vergrößerten Ausschmückungen und bei Herabsetzungen der eignen Verlustziffer, Ueberhäufung derjenigen des Feindes. Wirklich grob trieb er es zum erstenmal im Jahre 1809, als er durch Erzherzog Karl bei Aspern seine erste Niederlage erlitt, was ihn aber gar nicht hinderte, in dem Bulletin sich einen glänzenden Sieg zuzuschreiben. Seinen Verlust gab er bei dieser Gelegenheit auf 1100 Tote und 3000 Verwundete an, während er in Wirklichkeit einige 30 000 betrug. Die stärkste Verschönerung der vollen Wahrheit, die Napoleon sich hat zu Schulden kommen lassen, ist sein Bericht über den Rückzug der großen Armee von Moskau, das berühmte 20. Bulletin, datiert vom 3. Dezember 1812 aus Molodskano. Neben einer Masse von Details über die Richtung, die der Rückzug genommen, und zahlreichen — noch dazu meist als Siegen dargestellten — Zusammenstößen mit dem Feinde hören wir wohl, daß infolge des strengen Winters die Reiterci fast sämtliche Pferde verloren hat, daß ein großer Teil der Geschütze und des Trains zurückgelassen ist, dagegen wird nicht mit einem Wort auf die thatsächliche Vernichtung der großen Armee hingewiesen, sondern in Bezug auf Menschenverluste erzählt man bloß, „eine Anzahl“ Nachzügler seien in die Hände der Russen gefallen, und als etwas ganz besonders Bedauerliches wird die Gefangenahme einer Brigade hingestellt: als wenn dieser Unglücksfall etwas Vereinzeltes gewesen wäre; kurz, die Absicht der Täuschung ist unverkennbar. Etwas unendlich Abstoßendes hat der Schlusssatz, den der Imperator seiner Hiobspost gegeben: „Die Gesundheit seiner Majestät ist nie besser gewesen“; wie zum Hohn all des Jammers!

Eins muß man übrigens Napoleon zu gute kommen lassen, daß nämlich seine Gegner es durchaus nicht genauer mit der Wahrheit nehmen, als er selber. Er lag gewiß, wenn er nach einem Sieg bei Borodino behauptete, die russische Armee sei vernichtet, aber der russische Feldherr Kutusow lag noch ärger, wenn er sich den Sieg zuschrieb und Dankfeste feiern ließ. Napoleons Siegesbulletin über die Schlacht bei Großgörschen (2. Mai 1813) war gewiß mit über-treibenden Lügen gespickt, aber die Preußen logen erst recht, wenn sie ganz ungeniert anulich den Sieg für sich in Anspruch nahmen und ihren Rückzug leugneten.

Das sind ja nun alles recht hübsche Leistungen von Lügen; sie werden aber in den Schatten gestellt durch ein paar geradezu gigantische Schwindel aus der römischen Kaiserzeit, die nicht zu glauben wären, wenn sie nicht völlig einwandlos bezeugt wären. Den einen unternahm im Jahre 89 n. Chr. der damals wohl schon mehr als halbverrückte Kaiser Caligula. Er beschloß einen Kriegszug gegen die Briten. Als er an der französischen Küste des Kanals angelangt war, erschien ein von seinem Vater vertriebener britischer Hünflingssohn im Lager und stellte Caligulas Schuch an. Schnellig meldete der Kaiser dem Senat nach Rom, Britannien habe sich unterworfen. Darauf ließ er die Legionen am Strand Muscheln sammeln und mitnehmen als eine „dem Ocean entriessene Beute“. Nachher streifte er an die Ufer des Rheins, ohne irgendwelche Kriegsthaten zu verrichten, ließ eine Anzahl Gallier als germanische Gefangene verkneipen und hielt an seinem Geburtstag im Jahre 40 einen triumphierenden Einzug in Rom als Sieger über Briten und Deutsche.

In noch ehrenvollerer Weise erwarb Kaiser Domitian sich den Siegeslorbeer. Zunächst zwar wiederholte er nur die Komödie des Caligula. Von einem Feldzug gegen die Chatten im Jahre 84 kehrte er als Triumphator heim und erhielt den Beinamen Germanicus; mit welchem Recht, ersehen wir aus einer Bemerkung des Tacitus: „Domitian war sich bewußt, daß jüngst der falsche Triumph über Germanien zum Gelächter geworden sei, da man Leute aufgelaufen und ihnen durch Veränderung der Kleider und Haare das Aussehen von Gefangenen gegeben.“ Er unternahm also einen Feldzug gegen die Dacier im heutigen Rumänien, hatte aber das Pech, daß seine Generale von den Daciern jämmerlich verhauden wurden. De- und wehmütig bettelte der Kaiser um Frieden, der ihm auch bewilligt wurde, freilich gegen Zahlung eines jährlichen Tributs, Stellung von Arbeitern und Künstlern und so weiter. Der Ausgang war also sonnenklar, wodurch sich aber Domitian keineswegs abhalten ließ, im Siegertranz sich in Rom einzufinden. 90 n. Chr. triumphtierte der Kaiser über die Dacier, kostbare Gefäße, teils aus dem kaiserlichen Haushalt, teils den Umdegenossen geraubt, figurierten in dem Zug als angebliche daciische Beute, und in allen großen Städten ließ sich der Kaiser Denkmäler setzen. In der Erinnerung daran sagt der jüngere Plinius in seiner Lobrede auf Kaiser Trajan: „Jetzt lausen wir die Geiseln nicht mehr, sondern nehmen sie in Empfang; jetzt schließen wir nicht mehr mit großen Verlusten und unermeßlichen Geschenken Verträge, um den Schein zu haben, als hätten wir gefiegt.“

Das möchte denn in der That wohl die Höhe des Erreichbaren darstellen. Dem Publikum sand in die Augen streuen durch Thatfachenverbreitung, durch Ziffernschwindel, durch Umdeichten einer einzelnen Niederlage in einen Sieg, das kann schließlich jeder, das ist vor jeder mit leidlicher Fertigkeit getrieben worden und wird auch wohl weiter getrieben werden, so lange der organisierte Massen-

mord noch gedeiht; aber aus einem unglücklichen Krieg einen erfolgreichen machen, ein solch imposantes Lügengebäude haben wenigstens im Abendlande wohl nur römische Imperatoren fertiggebracht; ihnen gebührt also die Palme als größten Meistern der Kriegslüge. — D.

Novemberkimmung im Vogelleben.

Düstere Wolkenschichten umrahmen nun wieder den Horizont; öde und leer erscheinen die Kuren dem Wanderer auf seinen Gängen. Wohl haftet noch an der Eiche zähes Laub; aber vom Sturme zerzaunt und well gemacht, spiegelt der Anblick des Laubwalds nur das Bild hastenden Verfalls wieder. Auch die Nadelhölzer, obwohl ihres Schmucks nimmer bar, stimmen mit ihrem nun in allen Trieben gleichmäßigen, gefättigten Schwarzgrün zur allgemeinen Spätherbststimmung. Noch öder als der Wald breiten sich die Feldflächen aus. Am Raine nur heben sich noch einzelne Spätblätter, Schafgarbe und Feldkamille, Eichorie und Wucherblume, wohlthuend ab von dem schon granarinen Rasen. Nicht ganz so arm ist das Tierleben bedacht, trotz der vorgerrückten Jahreszeit. Fröhliches Treiben und Jagen herrscht überall in Fluß und Hag; besonders aber dem Ornithologen bietet der Windmonat vieles Anziehende. Die Zugzeit bringt mancherlei Gäste aus nördlichen Klimaten in unsere Gelände, teils vorübergehend, teils zur Winterherberge. Mit ihnen im Verein entfalten die uns treu geliebten Scharen der Strich- und Standvögel ein Bild, wie es — von Mitleben und Gesang abgesehen — das Frühjahr oft nicht besser zu bieten vermag.

Am dornigen Feldgebüsch erhebt sich ein schöner Vogel bei unsrem Nahen; in der Färbung ähnelt er der weißen Nachtelze. Doch bald erkennt man an dem gedrungenen Gliederbau, sowie an seinen Gebahren, über freiem Felde zeitweilig im Fluge inne zu halten und über einem Punkte zu schweben, einen zu einer andren Sippe der Sperlingsvögel gehörigen Vertreter. Es ist der graue oder Raubwürger, der jetzt auffälliger ist als zur Sommerzeit. Kleinere Vögel, namentlich Sperlinge und Ammer, aber auch Feldmäuse machen seine Hauptmachtzeit aus. Dieser Würger ist neuerdings recht selten geworden; am ehesten gewahrt man ihn auf den Drähten des Telegraphen, auf denen er sich gern niederläßt und nach Raub ausspäht. Auch die durchnagende schädliche Elster verringert sich in ihrer Anzahl von Jahr zu Jahr; ihr auffälliges Gefieder kann sie der Verfolgung der Schickverächter und oft auch der Schickverächtigen zu wenig entziehen, wozu noch ihr übers Freie etwas unsicherer Flug sich gefügt.

Im Gegensatz zur eben erwähnten Thatsache stehen die eigent-lichen Räuber, welche die Wintermonate hindurch bei uns herbergen. Hauptächlich ist des pfeilschnell dahinschießenden Sperbers oder Finkenhabichts zu gedenken, des relativ gewöhnlichsten deutschen Falken. Er ist der Schrecken aller Kleinvögel und lichtet namentlich die Scharen der Sperlinge, welche er als Kost allem andern Getier vorzieht. Seine Dreifügigkeit geht so weit, daß er zuweilen bei Verfolgung seiner Beute in allerhand kritische Lagen gerät. Auch die Feinde des Hausgeflügels ziehen bei eintretender Kälte mehr und mehr in die Nähe menschlicher Behausung. Als solche seien erwähnt Raufschalke und Hühnerhabicht; beide Arten sind jedoch neuerdings so selten geworden, daß der von ihnen verursachte Schaden im Vergleich zu demjenigen mancher Raub-Säugetiere gar nicht ins Gewicht fällt.

Sobald die Stürme des Novembers, von kalten Regens- und den ersten Schneefällen begleitet, das Land durchbrausen, ziehen zahlreiche Krähenzüge ein und durch; dieselben werden von der eiförmig schwarzgefiederten Saatkrähe gebildet. In der Regel ziehen diese Vögel in ununterbrochenen, aber nur lose gegliederten Linien dahin, bei klarem Wetter höheren Kurs als bei stürmischen nehmend. Außer Raub- und Krähenvögeln verschiedener Art charakterisieren im November Fringilliden unsere Landschaft. Gemäß dem Abwechselung liebenden Charakter dieser Gattung finden wir deren meiste Mitglieder im wechselvollen Hügellande. In vielköpfigen Zügen besucht die kleineren Feld- und Ufergehölze zur Zeit seiner Ankunft der hochnordische Bergfink, der Vertreter unsres bekannten Gelfinken im hohen Norden. Zum Winter hin verzichten sich diese Züge nach solchen ausgedehnten Bergwaldungen, deren Hölzer eine reichliche Samenernte erlangt haben. Früher wurden Herde auf diesen Vogel gestellt, welcher gleich den Lerchen als Delikatesse verpeist wurde. Den Bergfinken- zügen beigesellt treffen wir hier und da einen andren Finkenvogel an, den gelbknäbeligen Berghänsling, weder durch Zeichnung noch Gesang so auszeichnend, als der allbekannte Hänfling. Letztere Art streicht jetzt, zu größeren Verbänden vereinigt, von Fluß zu Fluß nach Nahrung; Sämereien der mancherlei Doldengewächse und land-wirtschaftlichen Unkräuter sind noch in Hülle und Fülle vorhanden.

Längs der mit Erlen und Birken bestandenen Fluß- und Bachufer stellt sich fast in jedem Herbst eine auch nordische Hänflingsart ein, der Reinfink oder Wirtenzeißig. Die älteren Systematiker stellen ihn in die Gruppe der Zeißige; seinem Treiben nach erinnert er auch mehr an diese, während Haltung und Zeichnung ihn den sogenannten Hänflingen näherbringen. Der Reinfink ist ein reizendes Vögelchen von zierlichem Gebahren; beim Männchen prangen Kopfsplatte und Brust in zartem Rosenrot, beim Weibchen nur erstere. In der

Regel sind die Flügel dieser niedlichen Vögel nicht zahlreich; öfter sieht man ihrer nur wenige, drei bis sechs Stück zusammen.

Den eigentlichen Finken reihen sich hinsichtlich Aufenthalts und Lebensweise die Ammern an, von denen als Wintervogel der bekannte Goldammer die weiteste Verbreitung hat. In der Regel sind es vielköpfige Schwärme dieser vertraulichen gesiederten Freunde, welche im Verein mit Sperlingen auf der Landstraße ihrer kümmerlichen Nahrung nachgehen und gegen Abend in kleine Feldgehölze oder Parkanlagen zur Nachtruhe sich begeben.

Auch verschiedene Drosselarten haben jetzt die Gegend, so die Ziemer oder Bachholderdrosseln in zahlreichen, meist aus nordischen Landstrichen einziehenden Schwärmen, besonders werden sie von noch vorhandener Beerenfrucht der Eberesche und des Bachholders angezogen. In den letzten Jahrzehnten hat diese Drossel in mehreren Bezirken Deutschlands auch als Mistvogel sich angeeignet. Noch mehr als der Ziemer fällt im Herbst und Winter die Amsel oder Schwarzdrossel auf, jener bekannte herrliche Sänger, der im Laufe der Zeit sein Wohngebiet immer weiter ausdehnte und in Gärten und Parkanlagen wohl noch häufiger vorkommt, als im grünen Wald. In jehrigem Jahreszeit bilden ebenfalls mancherlei Beeren die Lieblingsnahrung unsrer Amsel. Die gleiche Kost bevorzugt, so lange solche zu haben, unser schöner Gimpel, welcher — im Sommer Bewohner des Berglands — nun auch ebene Gegenden aufsucht. Der Gimpel beansprucht stets Gehölz und Gebüsch, wenigleich nicht unbedingt zusammenhängenden Hochwald.

Im Hochwalde fesselt jetzt das Treiben zahlreicher Meisen. Hauben- und Zammemeise beleben den Nadelwald mit ihren fröhlichen Locktönen; dort ist ihr eigentliches Heim, wo Fichte und Tanne unbegrenzte Bestände bilden, im Hoch wie im Flachlande. Entsig spüren sie den unter der Rinde verborgenen Insektenlarven nach und entfallen so eine durchaus nützliche Thätigkeit. In Gesellschaft dieser Meisen trifft man vielfach das allerliebste Goldhähnchen, die kleinste europäische Vogelart. Auf den ersten Blick möchte man fast bezweifeln, daß diese gefiederte Zwerggestalt den Anblick eines langen Winters Trost bieten könne; doch gehen gemachter Erfahrung gewöhnt von den den Wald bewohnenden Vogelarten im Winter weniger zu Grunde als von den im Freien herbergenden. Dasselbe gilt auch von dem unscheinbaren Kleinspecht unsrer Baumgärten und Gehölze, dem Baumläufer. Man muß dem kleinen Wicht günstig gestimmt werden, wo immer er sich findet: wie emsig rüttelt er die Stämme hinan und läßt den zarten Lockton ertönen. Auf mancher Novemberwanderung im weiten Heidegebiet ist dieser Laut und das Loden der Tanneemeise unser einziger melodischer Gemüth. Seltener schon zeigt sich im Bereich des Nadelwaldes als Begleiter der Meisenflüge der große Bunt- oder Rotspecht; er schließt sich eher den in die kleineren Gehölze und Parks strebenden Scharen der andren Meisenarten, Fink-, Blau- und Sumpfspeise, an. — (Nidmische Volkszeitung.)

Kleines Feuilleton.

— **Islam und Phonograph.** Die Fetwas, d. h. die Gutachten der mohammedanischen Schriftgelehrten, welche gewöhnlich in der Form von Antworten auf bestimmte Fragen erscheinen, enthalten schon seit Jahrhunderten für den in der mohammedanischen Gesetzeswissenschaft einigermassen Verwanderten sehr wenig Neues. Das Neue ist ja vom Bösen, und in den älteren Werken über das Gesetz sind alle Grundsätze und die meisten denkbaren Detailfragen mit einer Autorität entschieden, an welcher zu rütteln dem Mohammedaner fast als Unglaube gilt. Nur wenn die Frage sich auf ganz neue Sitten, weltliche Institute, Moden oder Erfindungen bezieht, tritt die Wirksamkeit der heutigen Musik aus den engen Schranken des Nachschreibens und Kompilirens heraus, aber auch in solchen Fällen gelingt es ihnen doch, bei leidlicher Belesenheit und erprobtem Spürsinn meistens, einen Text ausfindig zu machen, auf welchen man eine Schlussfolgerung gründen kann, die nicht den Verdacht erregt, als hätte man eigener Einsicht irgend welchen Spielraum gelassen. Der Phonograph gehört nun zu den neuesten Neuigkeiten, welche aus westlichen Ländern in das Gebiet des Islams eindringen. Seine erste öffentliche Erscheinung auf Java wurde — wie Dr. C. Snoud Hurgronje in seiner Arbeit „Islam und Phonograph“ mitteilt — auch von einigen Arabern mit angefaßt und es dauerte nicht lange, bis ein unternehmender Sadjid in Batavia sich ein solches Gerät kaufte, um dasselbe, mit arabischen und malaiischen Liedern und Gesprächen ausgestattet, für Geld dem Publikum zu zeigen. Auch einige Koranverse, namentlich die Fatihah (das musikalische Vaterunser) wurde phonographisch von ihm aufgenommen und zur Ergoßung der Zuhörer, die hauptsächlich aus Arabern, Chinesen und Eingeborenen bestanden, wiedergegeben. Den etwas weltlich Gemüthten unter ihnen gefielen nun die Auführungen sehr gut. Andre schüttelten aber bedenklich den Kopf und betrachteten den Phonographen als ein unnützes Spielzeug, phonographische Aufnahmen von Versen des Korans als eine Entweihung der Worte Gottes. In dieser Ansicht neigte auch der mehr als 70jährige Gelehrte Sadjid Uthman in Batavia, der in nahezu allen während der vier letzten Jahrzehnte in Niederländisch-Indien vorgekommenen literarischen Kämpfen eine immer mehr hervorragende Rolle spielte. Bald verfaßte er in der üblichen Form

ein Fetwa über den Gebrauch des Phonographen, und als sich dagegen Einwände lautbar machten, schrieb er eine neue, ausführlichere Abhandlung, um dieselben zu widerlegen. Auch der berühmte Gelehrte von Tripoli in Syrien, Sadjid Jusuf al Djar, bestätigte auf briefliche Anfrage das Gutachten von Sadjid Uthman, und es läßt sich erwarten, daß die meisten Memsä dem Urtheil der beiden zustimmen werden. — Unterdessen hat der Sadjid, der zuerst mit seinem Phonographen auf Java herumreiste, sehr gute Geschäfte gemacht, auch haben sich seitdem verschiedene Araber billige Phonographen zur Privatbelustigung gekauft. Die Fetwas haben nur den Erfolg, daß besonders fromme Leute sich dem Hören des Phonographen und namentlich dem Hineinsprechen von heiligen Texten und Formeln enthalten. Der phonographische Aufnahme von Koranversen werden dennoch die Gutachten kaum zu steuern im Stande sein, zumal die besten Koranreciterer sich gar nicht immer durch Frömmigkeit auszeichnen. — (Globus.)

Theater.

Die Secessionsbühne: Der Tod des Tintagiles von Maeterlinck. Ein Heiratsantrag von Tschchow. Die Direktion trante entweder ihrem Maeterlinck oder ihrem Publikum nicht ganz und so kam es, daß Alfred Kerr einen einleitenden Vortrag hielt. Der Vortrag hat mir gefallen — er war kurz, klar und gut. Nur einen Ausfall gegen Wahn, zu dem man in den Räumen der Secessionsbühne vorläufig noch durch nichts berechtigt ist, hätte ich gern vernimmt. Kerr scheint persönlich einer Kunst der Wirklichkeit den Vorzug zu geben, schätzt aber das technische Raffinement und die romantischen Stimmungen Maeterlincks. Das ist Geschmackssache und ich möchte keineswegs behaupten, daß es die Sache eines schlechten Geschmacks sei. Wenn wir indessen Maeterlinck aufzuführen, müssen wir nach dem dramatischen Wert seiner Kunst fragen und den schäpe ich allerdings gleich Null. Um ein paar mittelalterliche Schloßstimmungen zu genießen, die ich bei der Weltkü viel besser genießen kann, stehe ich nicht im Theater. An und für sich habe ich gegen Mystik gar nichts.

Es ist die dramatische Ohnmacht dieser arrangierten Musik, die mich langweilt. Von einer Wiedergabe des Inhalts sehe ich ab. Ich berufe mich auf Kerr, der in seinem Vortrag die erfreuliche Erklärung abgab, daß so etwas wie ein Inhalt gar nicht vorhanden sei. Wo also nichts ist, kann auch der beste Kritiker nichts wiedergeben. Frau Steinert sprach — zumal in den Anfangspartien — ihre Worte mit wunderbarer Feinheit.

Nach Maeterlinck folgte ein uralter Theaterspaß von Tschchow — uralt und wenn er gestern geschrieben wäre. Ein Heiratsantrag kam vor Verwirrung seiner Antrag nicht herausbringen und gerät mit seinem Schwiegerpapa und seiner Braut in spe fortwährend in Zank. Was haben um des Himmels willen derartige Scherze mit einer Secessionsbühne zu thun? — E. S.

Humoristisches.

— Im unklaren. Als eines Morgens der Adjutant Sr. Hoheit in dessen Arbeitszimmer trat, bemerkte er, wie Serenissimus eifrig in einem Band Meyers Konversationslexikon nachzusuchen geruhten. Auf den fragenden Blick des Adjutanten meinte Sr. Hoheit nach einer kleinen Weile schüchtern und verlegen: „Ach, äh... wissen Sie, mein Lieber von Zwidlitz... äh — aber ganz unter uns... äh, wollte mal nur nachsehen... wie Meyer eigentlich das Wort... äh... regieren definiert.“ — (Simpl.)

— Doppeldeutige Ablehnung. Herr Dr. Müller ist bei einer Familie auf Besuch. — Als er sich entfernen will, bemerkt die Hausfrau, daß es draußen regnet. „Ah, bleiben Sie noch, Herr Doktor, bis es aufhört zu regnen. Meine Töchter werden Ihnen inzwischen etwas vorspielen.“ — „O danke — so arg regnet's doch nicht!“

— Der Proj. Parvenu (einem Freunde seinen neu erbauten Musiksaal zeigend): „Wie gefällt Ihnen mein Musiksaal?“ — Freund: „Prachtvoll — doch die Musik scheint zu fehlen.“ — Parvenu: „Die — kauf' ich mir noch!“

Notizen.

a. Eine englische Freiligrath-Biographie, die besonders den langen Aufenthalt des Dichters in England behandeln soll, wird demnächst von seiner Tochter Mrs. Freiligrath-Stroeter herausgegeben werden.

— Arnold Ditts für die Bühne umgearbeitetes Volkschauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ wurde kürzlich am Züricher Stadttheater mit großem Erfolge aufgeführt.

— Unter dem Namen „Lessing-Feste“ will die Lessing-Gesellschaft volkstümliche Veranstaltungen größten Stils ins Leben rufen, die den Zweck haben sollen, „durch stimmungsvolle Weibestunden in weiten Kreisen Liebe und Verständnis für Kunst und Wissenschaft zu erwecken, um dadurch die Erkenntnis vom Werte ihrer Freiheit zu steigern.“ Das erste derartige Fest findet am nächsten Freitag im „Deutschen Hofe“, Ludowikstraße, statt.

— Eine Chrysanthemum-Ausstellung ist gegenwärtig im Victoriahause des alten Botanischen Gartens zu sehen.